Vom Gaunertum in Berlin.

Von **Hermann Kienzl.**

Sand am Meer sind die neuen Kolonisten Berlins. Sie rinnen aus allen Himmelsrichtungen hier zusammen. Hier, wo das Schieberum in Gloria blüht, oft nur mit der Lupe zu unterscheiden von Raub, Betrug, Diebstahl und den anderen Spezialitäten des Eigentumsdelikts. Die Masse deckt den einzelnen. Was nützt eine Razzia im ehemaligen Schemenviertel, allwo die gestohlene Ware offen in den Straßen feilgeboten wird? Vierhundert solcher „Einwanderer" fängt die Polizei; Leute, deren Pässe als gefälscht erkannt werden; ihrer hunderttausend bleiben unbehelligt, weil der Paß sie nicht verrät.

Der Taschendieb ist nur ein bescheidenes Veilchen im Paradiesgarten der Gaunerei; aber es wuchert jetzt üppig wie Kresse. Die Legion der kleinen und mittleren Taschendiebstähle, über die Anzeige erstattet wird, zählt niemand. Doch berechnete ein neugieriger Statistiker, daß die Taschendiebe Berlins pro Tag durchschnittlich 100,000 Mark „in Umlauf bringen". Das macht im Monat drei Millionen, im Jahr 36 Millionen Mark. Ist aber doch nur ein klein Teilchen des Geldeswertes, den die Logenbrüder höheren Grades, die Herren Einbrecher erbeuten!

Trotz Kohlennot und ungeheurer Lichtteuerung bequemen sich viele und immer mehr Besitzer von offenen Läden, ihre Räume auch in nachtschlafender Zeit zu beleuchten und die eisernen Kurtinen nach Geschäftsschluß nicht herabzulassen. Die Schutzvorrichtungen böten doch nur Schutz den ungebetenen Gästen, die auf heimlichen Wegen hinter die Kurtine kämen.

Die Lauftteppiche der Treppenhäuser kamen allesamt ins Laufen. Obwohl in vielen Häusern der Portier jedem, der ins Haus will, mit dem Druckluftballon die Tür öffnet und keinen unbeschaut passieren läßt, gibt es sicher nur mehr wenige Hausbesitzer, die sich ihres ungeschmälerten Besitzes freuen. Wie sie es machen, die Treppen- und Dachboden-Marder? Trotz Hauswarbein, Schutzmannschaft, Sicherheitswehr, Schließ-Gesellschaft? (Allstündlich untersucht der Nachtwächter der Schließgesellschaft jedes Haustor!) Genau kann ich's nicht berichten, denn ich war noch nicht mit von der Partie: doch vermute ich: Keller- und Dachbodenwinkel werden bei unverdächtigem Tageslicht aufgesucht, und nachts entfernen sich die Fremden, wenn's die Vorsicht will, über die flachen Dächer, und irgendwo wissen sie ein offenes Haustor oder Eisensprossen in der Mauer.

Der alte Aristoteles sagt, das Unwahre (er meint: Unwirkliche), aber Wahrscheinliche, sei dem Wahren, aber Unwahrscheinlichen vorzuziehen. Doch das gilt nur von der Tragödie! Was hier erzählt wird, hat sich zugetragen:

* * *

Der Geheime Kommerzienrat M. fährt eines Vormittags von seiner Villa in Grunewald nach der Fabrik in Berlin O. Wie das Auto die Kurve um eine Straßenecke macht, im gemäßigten Tempo, springt ein dunkelgekleideter Herr in die Fahrbahn und winkt dem Chauffeur, stillzuhalten. Zögernd gehorcht der Wagenführer. Der Herr öffnet den Wagenschlag und zeigt dem verblüfften Geheimrat die Blechmarke des Geheimpolizisten.

„Dieses Auto ist gestohlen," sagt der Polizist; „Sie müssen mit mir sofort zur Kriminalpolizei!"

Der Geheimrat entrüstet und verwahrt sich. Nutzt ihm nichts! Er muß sich darein fügen. Schweigend nimmt der eine „Geheime" neben dem anderen Platz, und der Chauffeur lenkt, seinem Auftrag gemäß, dem Alexanderplatz zu.

Nach der Einfahrt in das Polizeigebäude veranlaßt der Polizist den Geheimrat und den Chauffeur, ihm in die Amtsstube zu folgen. Knirschend nehmen sie in einem Warteraum Platz. Der Polizist sagt: „Ich werde Sie selbst melden" — und entfernt sich.

Nun sitzen der Geheimrat und sein Chauffeur eine geraume Weile. Sie werden nicht aufgerufen, niemand scheint sich um sie zu kümmern. Eine Stunde ist verronnen, dem Geheimrat M. reißt die Geduld. Er betritt aufgeregt das Amtszimmer und sucht sich Gehör zu verschaffen. Zunächst wird er energisch zurückgewiesen, dann aber [illegible] man auf: Wie? Der angebliche Geheime Kommerzienrat? Ein gestohlenes Auto? Ein Kriminalpolizist?—Man weiß nichts von der Sache. Nach dem Geheimpolizisten wird gesucht. Wo steckt er denn? Schutzmänner, die ihn mit dem Geheimrat und dem Chauffeur hatten kommen sehen, kannten ihn nicht.... Der Fall wird rätselhaft.

Der Polizeikommissär ist in Verlegenheit. Er entschuldigt vor dem Geheimrat das „höchst unliebsame Versehen". Es liege offenbar törichter Uebereifer vor. Er werde der Sache nachgehen. Den Herr Geheimrat möge sich nicht länger aufhalten lassen und sein Auto nur gleich wieder benutzen.

Ja, das möchte er schon, der Geheimrat! Wie er aber in den Hof des Polizeigebäudes kommt und das Auto besteigen will, — wo ist es? Fort! Ein Bauhandwerker, der dort zu tun hat, sagt: „Der lange schwarze Mann, der mit den beiden Herren gekommen war, ist vor länger als einer Stunde mit dem Auto davongefahren.".

Frau Dr. L. hat Umzug. Ihr Hausstand übersiedelt vom Südosten Berlins nach einem westlichen Vorort. Zum nächsten Montag sind die Möbelwagen des Spediteurs Meier bestellt. Heute ist Donnerstag.

Das Telephon klingelt.

„Hier Spediteur Meier.. Verzeihung, gnädige Frau, ist es Ihnen recht, wenn wir den Umzug schon übermorgen Sonnabend machen?.... Unser Bureau hat sich bei der Auftragsannahme geirrt für Montag waren schon alle unsere Wagen bestellt! — O, keine Sorge, wir arbeiten rasch! Wir werden unbedingt an einem Tag fertig!... Also: abgemacht! Sonnabend früh um acht kommen zwei Wagen."

Sonnabend früh um acht sind die zwei Möbelwagen und die Packer da. Außerordentlich rasch und exakt geht die Arbeit. Frau Dr. L. ist sehr zufrieden mit dem Spediteur Meier. Am frühen Nachmittag ist die Wohnung geräumt, sind die Wagen zur Abfahrt fertig. Die Herrschaften mögen sich jetzt zur neuen Wohnung begeben! In längstens zwei Stunden würden die Möbelwagen dort sein.

Vor dem Hause der neuen Wohnung warten Familie und Gesinde der Frau Dr. L. — Warten schon zwei Stunden, drei, vier.

Es beginnt zu dämmern. Mein Gott, wie denn heute noch fertig werden mit dem Einstellen der Möbel?! Als die fünfte Stunde um ist, stürzt Frau Dr. L. an den Telephon-Automaten und meldet höchst erregt, der Firma Meier, daß die Möbelwagen noch immer nicht zur Stelle seien. Man will sich anfangs nicht verstehen. Fragen gehen hin, Fragen her, immer gereizter. Endlich klärt es sich sichtlich: Die Firma Meier hat heute Möbelwagen zu Frau Dr. L. überhaupt nicht geschickt... Wieso denn auch? Der Montag ist doch vorgemerkt!

Die Möbelwagen sind niemals angekommen.

Aus der Gesellschaft des alten Petrograd.

Eine Dame aus der alten Petrograder Hofgesellschaft, die unter schweren Strapazen und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten über die Grenze nach Finnland flüchten konnte, erzählt über die Verhältnisse, unter denen die die früher führenden Gesellschaftskreise heute in Rußland leben.

Es wird interessieren, daß einige Vertreter der Hofkreise aus der allernächsten Umgebung des Kaisers noch gegenwärtig in Petrograd leben. So lebt z. B. eben noch der greise frühere Hofminister Graf Fredericks, der dem einstigen Zarenpaar mit am nächsten gestanden hat, frei in Petrograd. Sein Schwiegersohn, der einst so mächtige Palastkommandant, Wojeikow, ist verschwunden, seine Frau muß dafür büßen. Sie sitzt im Gefängnis und man sucht von ihr das Geständnis zu erlangen, wo ihr Mann sich aufhält. Eine andere bekannte Persönlichkeit des alten Regimes, der frühere Hofmarschall Graf Benckendorff, der sich bis zuletzt offen und unerschrocken für den Zaren bekannt hat, wird auch von der jetzigen Regierung für ungefährlich gehalten. Er wohnt, persönlich unangetastet, mit seiner Gemahlin in Petrograd. Ueber seine Söhne, von denen einer den Zaren begleitete, weiß er nichts. Die Wohnung Benckendorffs ist völlig ausgeraubt worden. Der Graf und die Gräfin sind darauf zur Fürstin Saltykow gezogen.

Es mögen noch viele aus der früheren „Gesellschaft" in Petrograd wohnen, aber man weiß wenig von ihnen, denn jedes gesellige Leben hat aufgehört. Der Verkehr ist aufs äußerste beschränkt, da die Elektrischen nur wenig funktionieren, und es Droschken gar nicht gibt. Die Straßen, die übrigens einigermaßen in Ordnung gehalten werden, sind tot. Am Morgen sieht man noch relativ die meisten Menschen, von denen jeder etwas schleppt. Die einzigen Fuhrwerke sind, von den zahlreichen Lastfuhren abgesehen, die Automobile der Kommissare. — Man kann sich von der Primitivität der Zustände kaum einen Begriff machen. Läden gibt es so gut wie gar nicht. Viele Fenster sind eingeschlagen und die Leisten als Brennholz herausgebrochen. So ist der ganze Gostinnyi Dwor, der einst wie ein Ameisenhaufen wimmelnde Basar, heute erstorben und geschlossen. Nur Treumann am Newski bei der Polizeibrücke handelt nach wie vor mit allerlei Luxusartikeln, Marmorlampen usw. Sonst sieht man noch am häufigsten Friseurläden und Drogerien geöffnet. Hier gibt es Berge von Zahnpulver, aber keine Spur von kosmetischen Fetten. Diese scheinbare Nebensächlichkeit bedeutet schweres Leiden für Tausende von Frauen, deren Hände beim Fettmangel und von der ungewohnten Arbeit platzen, so daß sich Wunden bis auf die Knochen bilden.

Wovon wir lebten? Vom Verkaufe unserer Sachen. Eine große Hilfe für viele waren die Auktionen, die der Besitzer des Porzellangeschäfts Marceron im Lokal der Gesellschaft zur Förderung der Künste veranstaltete. Hier wurden für minderwertige Sachen hohe Preise erzielt. Ein kleines Emailleaschenbecherchen 4000 Rubel, ein zerrissenes Sofakissen 800 Rubel. Aehnliche Sachen, namentlich Kleider und Hüte, konnte man auch direkt ins Dorf schicken, um sie gegen Eßwaren einzutauschen. Die Bäuerinnen, so hieß es, wollen am liebsten die Sachen der Damen tragen.

Das Massenelend in Budapest.

Von **Werner von Heimburg.**

Budapest und die Schwurplatzbrücke.

Während des Krieges lebte man in Ungarn im allgemeinen besser, als in irgendeinem anderen Lande der verbündeten Mittelmächte, trotzdem aus dem reichen Ungarn fast die ganze österreichisch-ungarische Armee verpflegt wurde. Selbst nach der Revolution berichteten alle Reisenden von der verhältnismäßig günstigen Verpflegungslage Ungarns, während in dem benachbarten Wien bereits der Hunger umging. Dann kam der Bolschewismus über Ungarn, und nach ihm die Besetzung und Ausplünderung durch die Rumänen, und seit dieser Zeit hat sich das Bild vollkommen geändert. Auf dem Lande sind zwar Lebensmittel in ausreichender Menge vorhanden, es fehlt jedoch völlig an Transportmitteln; Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Automobile, Fuhrwerke, Pferde, alles ist von den Rumänen massenhaft fortgeschleppt worden und kann wegen Mangels an Kohlen und Rohstoffen nicht neu hergestellt werden. Dasselbe gilt von landwirtschaftlichen Maschinen und Saatgut, so daß für die Ernte 1920 eher eine Verschlechterung als eine Verbesserung der Lage zu erwarten ist. Zudem haben die Bauern und Landarbeiter keine Kleidung und keinen künstlichen Dünger. Trotzdem geht das Leben auf dem Lande natürlich noch immer einen einigermaßen geregelten Gang. In den Städten dagegen, insbesondere in der Landeshauptstadt Budapest, herrscht die nackte, fürchterlichste Not.

Die Preise für alle Lebens- und Bedarfsmittel haben eine märchenhafte Höhe erreicht, der Wert des Geldes sinkt fortwährend. Ein Brötchen kostet 5 Kronen, ein Ei 5—8 Kronen, Butter im Schleichhandel 160 Kr., eine bürgerliche Mahlzeit im Restaurant etwa 60 Kr. Ein Damenhemd wird mit 700 Kr., ein Paar Stiefel mit 300 bis 800 Kr., ein Damenpelzmantel mit 48,000 Kronen bewertet! In der Schweiz stand die Krone vor einiger Zeit auf 1,62 Centimes, und es ist zu erwarten, daß sie noch weiter sinkt. Infolgedessen ist der gesamte Mittelstand, insbesondere die Beamtenschaft bis zum Minister aufwärts, nicht mehr in der Lage, ihren Lebensunterhalt aus ihren Einkünften zu bestreiten. Hohe Ministerialbeamte sind dazu übergegangen, ihren irgendwie entbehrlichen Hausrat und Besitz zu veräußern, nur um ein sehr kümmerliches Leben mit ihrer Familie fristen zu können. Unendliche Werte alter Kultur gehen auf diese Weise dem Lande verloren, denn die Käufer sind in der Regel Ausländer, die mit ihrem Gelde alles bezahlen können und dabei noch immer gute Geschäfte machen. Die wahrhaft drückende Not des gebildeten Mittelstandes macht einen erschütternden Eindruck und zwingt dabei zur Bewunderung. Denn diese Kreise gerade sind es, die in unermüdlicher, aufopfernder Arbeit Ungarn aus den Klauen des Bolschewismus befreit haben und einer neuen Zeit entgegenführen.

Noch erschreckender ist das Elend der besitzlosen Klassen. In Budapest halten sich zurzeit 140—160,000 Arbeitslose auf, die größtenteils der städtischen Wohlfahrtspflege zur Last fallen. Im ganzen sind etwa ½ Million, d. h. ein Drittel der Bevölkerung von Budapest, auf Wohlfahrtspflege angewiesen, die natürlich nur zum geringen Teil den an sie gestellten Anforderungen gerecht werden kann. Eine staatliche Arbeitslosenunterstützung wird nicht mehr bezahlt. Die Masse der Arbeitslosen lebt von Ketten- und Schleichhandel und treibt dadurch die Preise für die Lebensbedürfnisse ständig höher. Da die Fabriken zum großen Teil wegen Kohlenmangels stillliegen, sind Notstandsarbeiten vom Staate und von den Gemeinden ausgeschrieben. Der Zustrom zu diesen Arbeiten ist trotz der hohen Löhne sehr gering. Das hat seinen Grund in der allgemeinen Arbeitsscheu und der Möglichkeit, durch Schleichhandel mehr Geld zu verdienen, zum Teil aber auch in dem völligen Mangel an Kleidern und Schuhwerk. 100,000 Schulkinder haben keine Schuhe. Nicht selten hat die Familie nur ein Paar Schuhe für Eltern und Kinder zusammen. Im Inlande ist die Herstellung von Schuhen nicht möglich. Auslandsschuhe kosten beim Massenbezug 250 Kronen das Paar. Die amerikanische Kinderspeisung in Budapest konnte einem großen Teil der Kinder nicht zugute kommen, da sie an den kalten Wintertagen nicht ohne Schuhe auf die Straße gehen konnten. Dabei hat das Oberkommando der rumänischen Okkupationsarmee in einigen ungarischen Fabriken 17,428 Paar Kinderschuhe requiriert und nach Bukarest abgerollt. 10,000 Säuglinge haben keine Wäsche, trotzdem bereits 6000 durch die Schweiz und Amerika mit Wäsche versehen worden sind.

Die städtische Lebensmittelverteilung ist unregelmäßig und ungureichend. Nur ein Teil der Bevölkerung erhält Brot auf seine Karte, so daß ganze Familien tagelang ohne Brot bleiben. Kartoffeln sind seit Wochen nicht mehr ausgegeben worden. Fleisch wird überhaupt nicht mehr verteilt. Private Vereine, die Verbindung mit dem Lande haben, bemühen sich, nicht ganz ohne Erfolg, die Lebensmittelversorgung zu unterstützen. Im Schleichhandel und in den großen Restaurants ist natürlich alles zu haben, aber zu Preisen, die nur für den Millionär und den Ausländer erschwinglich sind.

Erschreckend ist das Wohnungselend in der ungarischen Hauptstadt. Bereits in Friedenszeiten waren die Budapester Wohnungsverhältnisse sehr schlecht. 1915 wohnten 50 Prozent der Bevölkerung in einem Zimmer, davon 30 Prozent zu mehr als 4 Personen in einem Zimmer. Mit Einrechnung der Vorstädte waren es gar 53 Prozent, die nur ein Zimmer bewohnten. Jetzt ist die Einwohnerzahl von 800,000 Köpfen auf 1 Million 200,000 gestiegen. Wahrscheinlich ist sie noch höher. Dabei sind neue Wohnungen so gut wie gar nicht gebaut worden. Das starke Anwachsen der hauptstädtischen Bevölkerungsziffer ist auf die Landflucht aus Galizien und den von Ungarn abgetrennten und vom Feinde besetzten Gebieten zurückzuführen. Zahllose Familien sind dauernd obdachlos. Flüchtige Beamtenfamilien wohnen in schadhaften Waggons auf Güterbahnhöfen.

Den traurigen Ernährungs-, Wohnungs- und Bekleidungsverhältnissen entsprechend, ist der Gesundheitszustand der Budapester Bevölkerung einfach trostlos. Jeder zehnte Mensch ist tuberkulos und nur jeder vierte Kranke sieht in ärztlicher Behandlung. Die wenigen Tuberkulose-Sanatorien haben geschlossen werden müssen, weil es an Heizung und Wäsche völlig fehlt. Die Krankenhäuser sind längst überfüllt und zu wahren Sterbehäusern geworden, da nur noch hoffnungslose Todkranke aufgenommen werden können. So schwillt dann die Tuberkulose in den Massenquartieren lawinenartig an. Schon jetzt rechnet man mit 45,000 Schwerkranken. Ueber ein Drittel aller Todesfälle sind auf Tuberkulose zurückzuführen. Ebenso hat die Kindersterblichkeit alle bisher vorgekommenen Kulminationspunkte überschritten. Bereits 1918 kamen auf 100 Lebendgeburten 17.7 Todesfälle im Alter von weniger als einem Jahr. Jetzt ist die Zahl um ein Beträchtliches höher. Genaue Ziffern liegen jedoch nicht vor, da während des Bolschewismus eine ordnungsmäßige Listenführung nicht möglich war.

Einen Ausweg aus diesem Elend sieht man vorläufig noch nicht; sollte der Friedensvertrag von Neuilly in Kraft treten und dadurch eine Besserung der wirtschaftlichen Lage in absehbarer Zeit unmöglich werden, so wird sich die Krisis zweifellos noch verschärfen, und ein großes Massensterben erscheint unvermeidlich. Die erwartete Hilfe vom Ausland ist bis jetzt ausgeblieben und wird auch in Zukunft nicht ausreichen, dem Elend zu steuern. Die traurige Finanzlage des Landes trägt dazu bei. Der unglaubliche Tiefstand der Krone (1.6 Centime) macht jedes Handelsgeschäft unmöglich. Verpfändbare Werte sind nur in geringem Umfange vorhanden. An eine wesentliche Ausfuhr ist aus verschiedenen Gründen zurzeit noch nicht zu denken. Die einzige Rettung ist von einem großen Kredit von seiten Amerikas zu erwarten. Freilich wird die Folge einer solchen Kreditierung gewaltiger Lebens- und Bedarfsmittelbezüge die völlige Unterwerfung des ungarischen Wirtschaftslebens unter den Willen einer fremden Macht oder, was vielleicht noch schlimmer ist, eines Privatkonsortiums bedeuten.

Ueberzählige Finger und Zehen.

Neue Erblichkeitsforschungen.

Die bisher ausgeführten Untersuchungen über Erblichkeit bei Menschen haben meist Mißbildungen und Krankheiten zum Gegenstand gehabt und es liegen in der Erblichkeitsliteratur bereits eine ansehnliche Sammlung von Studien über menschliche Anomalien und ihre Vererbung vor. Vor einer Anzahl von Jahren erstattete der schwedische Forscher Dr. R. Nylander Bericht über ein nordländisches Geschlecht, in dem 25 Mitglieder, die sich auf vier Generationen verteilten, Mißbildungen an den Händen hatten. Die meisten dieser vielfingerigen Personen hatten zwei, manchmal drei oder vier Daumen an jeder Hand. Ein Individuum war sogar mit zehn Daumen gesegnet — also im ganzen 18 Finger. Die Daumen eines anderen Familienmitgliedes sahen zwar bei flüchtigem Zusehen wie die gewöhnlicher Leute aus, wenn man sie aber anfühlte, bemerkte man, daß sie aus drei Gliedern bestanden. Ein Diagramm der Familie zeigte, daß der Fehler von Vater oder Mutter geradewegs auf das Kind überging. Es wird also keine Generation übersprungen. Alle Mißgebildeten, die sich verheirateten, hatten mindestens ein Kind mit fehlerhaften Händen. Diese und andere Umstände sprechen dafür, daß die Vielfingerigkeit dem dominanten Vererbungsschema folgt, das heißt ohne Unterbrechung von Generation zu Generation wiederauftritt.

Bei ihren ausgedehnten familienbiologischen Untersuchungen an norwegischen Bauern hat die ausgezeichnete Erblichkeitsforscherin, Professor Christine Bonnevie, die Leiterin des Instituts für Erblichkeitsforschung an der Universität Christiania, zahlreiche Fälle überzähliger Finger angetroffen. Sie hat gefunden, daß die Mißbildung nicht nur bei vereinzelten Individuen, sondern gleich bei mehreren Personen der befallenen Familie auftritt, wobei diese Fingerzeichen meist verschiedenen Generationen angehören. Weiter hat sich ergeben, daß diese Handanomalien keineswegs überall von gleicher Art sind, sondern sich auf recht verschiedene Weise äußern. Sie könnten, wie die Aerzte es nennen, „präaxial" sein, das heißt, es findet sich ein besonderer Daumen an einer Hand oder auch an beiden. Dieser Fall ist bisweilen weiter durch Verwachsungen kompliziert: die beiden Daumen, der gewöhnliche und der überzählige, sind zu einer breiten, platten Bildung verwachsen. Die Mißbildung kann indessen auch postaxial sein und darin bestehen, daß sich an einer oder an beiden Händen ein überzähliger kleiner Finger findet. Diese Ueberzähligkeit erstreckt sich nicht selten auch auf die Füße. Postaxiale Mißbildungen sind weit häufiger als präaxiale. Kennzeichnend für jede Familie ist nun die Art der Mißbildungen; sie betreffen immer ganz bestimmte Finger und folgen auch einem bestimmten gegebenen Familienschema.

Wenn man alle Beobachtungen zusammenstellt, zeigt es sich deutlich, daß man bei der Behandlung erblicher Fingermißbildungen zwischen zwei ganz ungleichen Gruppen unterscheiden muß. Die eine Art tritt mit anderen Fehlern gekuppelt auf: mit Hasenscharte, Wolfsrachen, Gaumenspalte usw. Das Auftreten dieser Gruppe in einer Familie variiert stark — Vielfingerigkeit bei einem Individuum und Verwachsung bei einem anderen. Ein englischer Arzt hat so Mitteilungen über eine Familie gemacht, in der ein Mitglied eine Hasenscharte besaß und sechs Zehen an jedem Fuß hatte, ein anderes sechs Zehen an einem Fuß, sieben am anderen und einen überschüssigen Daumen an der einen Hand aufwies, während ein drittes Familienmitglied mit Hasenscharte, Wolfsrachen und mit Hautfalte zwischen der ersten und der zweiten Zehe jedes Fußes behaftet war. In der zweiten Gruppe trifft man dagegen auf charakteristische und für jede besondere Familie typische Mißbildungen an den Fingern. Hier scheinen diese Abnormitäten ein primärer Ausdruck einer selbständigen, streng lokalisierten, erblichen Anlage innerhalb der betreffenden Familie zu sein. Nur in Familien dieser Art kann man von der Erblichkeit des Fehlers sprechen, und hier lohnt es sich, die Gesetze der Vererbung zu erforschen. Nicht nur die schwedische, von Nylander beschriebene Familie, sondern auch Familien in anderen Ländern, die von Magnus, Davenport und Plato beschrieben sind, unterstützen die Annahme, daß die Vielfingerigkeit eine dominante Eigenschaft ist, die sich von den Eltern auf die Kinder vererbt, ohne ein Zwischenglied zu überspringen. Das Material, auf das sich die Untersuchungen von Christine Bonnevie stützen, betrifft Familien, die hauptsächlich in Storelvdal, in Ringebu und Drammen wohnen. Die von gewöhnlichen Leuten abweichenden Individuen haben alle einen zweiten kleinen Finger, der an der rechten Hand am stärksten ausgebildet ist. Der überzählige Finger sitzt an der Wurzel des kleinen Fingers fest, in manchen Fällen ist er mit ihm am Grunde verwachsen, was bewirkt, daß beide Finger gleichzeitig bewegt werden. Daß sich dieser Finger nur als dominante Eigenschaft vererbt, erkennt man klar aus den Aufzeichnungen über eine Familie in Storelvdal. Auch was die Anzahl der Personen mit normalen und abweichenden Händen betrifft, liegt gute Uebereinstimmung mit den Forderungen eines dominanten Schemas vor. Besitzt eine Person mit überzähligen Fingern die Anlage von beiden Eltern, so nennt man sie homozygot, hat sie diese nur von einem von ihnen, so nennt man sie heterozygot. Dies letzte ist in der erwähnten Familie der Fall. Verheiratet sich eine solche Person mit einer anderen, die normale Hände besitzt, so sollte man erwarten, daß die Hälfte der Kinder aus dieser Ehe die Mißbildung erben. Das stimmt auch: in sechs Ehen findet man 28 Kinder, von denen 11 vielfingerig sind. Gewiß sollten es 13 sein, aber der Fehlbetrag erklärt sich daraus, daß sich in der einen Ehe nur ein Kind findet, und daß die Mißbildung in einer anderen Ehe nur spurweise auftritt.

Was endlich die Ursache der Vielfingerigkeit betrifft, so dürfte sie in einem inneren Moment zu suchen sein, in einer bis auf weiteres unbekannten Ungleichheit des Keimplasmas. Denn nur Mißbildungen dieser Art — also keine durch äußere Anlässe verursachten — sind erblich.

Die Schichauer.

Von **Geh. Regierungsrat Brinckman.**

Die dreiwöchige Aussperrung der Arbeiter bei den Schichauwerken hat zu einem völligen Siege des Arbeitgebers geführt. Veranlaßt war sie durch die hochgradige Arbeitsunlust der Arbeiter sowie durch die allgemein bekannte Tatsache, daß ein großer Teil der Arbeiter die Arbeitszeit dazu benutzte, um in der Fabrik aus Material der Firma Werkzeuge durch Maschinen aller Art zum eigenen Gebrauch und zum Weiterverkauf anzufertigen. Die Aussperrung begann Montag, 26. Januar, früh unerwartet. Die Fabrik war militärisch besetzt, gegen einen Ueberfall durch Stacheldraht und andere Hindernisse geschützt, und als die Arbeiter des Morgens früh zur Arbeit kamen, verkündete ihnen ein Maueranschlag die Aussperrung.

Wegen der Plötzlichkeit der Maßregel hatten die Arbeiter sich nicht auf sie vorbereiten und die Spuren ihrer unerlaubten Tätigkeit aus der Fabrik entfernen können. An und für sich war für eine Ueberrumpelung der Montag nicht der geeignete Tag. Sicherlich ist am Sonnabend vorher der größte Teil der in der verflossenen Woche auf Kosten der Firma in der Fabrik angefertigten Sachen aus ihr entfernt worden. Trotzdem ist, was man am Montag, 26. Januar, in den Schränken der Arbeiter entdeckt hat, haarsträubend genug. Schrotmühlen, Akkumulatoren, eiserne Gestelle zu Hand- und Kinderwagen, Plätteisen aus Bronze, Ofenschaufeln, Bratpfannen, Brotmesser u. a. m. fand sich in großen Mengen. Und vielfach nicht nur in einzelnen Stücken, sondern im Massenbetriebe hergestellt. So lagen im Schranke eines Arbeiters 18 eiserne Bratpfannen.

Mit diesen Gegenständen ausgerüstet zogen die Schichauer am Sonntag aufs Land, um zu hamstern, und fanden natürlich reißenden Absatz für ihre Waren. Die Schrotmühlen waren auf dem Lande durch Anordnung des Landrats versiegelt oder beschlagnahmt. Ersatz war daher sehr begehrt. Und wer auf dem Lande unter der Lichtnot litt, dem stellten die Schichauer mittels des Akkumulators eine elektrische Lichtanlage her. Der Besitzer einer solchen Anlage brauchte nicht zu fürchten, daß nach Erschöpfung der Ladung die Lichtquelle versiegen würde. War die Ladung erschöpft, so holten die Schichauer den Akkumulator ab, luden ihn an der elektrischen Anlage der Fabrik aufs neue und brachten ihn zurück. Daß die Hausfrauen, die ihre Messingplätteisen hatten abliefern müssen, solche aus Bronze nicht zurückwiesen und auch für anderes Küchengerät Bedarf hatten, wird jedem einleuchten. Für alle diese Sachen verlangten die Schichauer nicht Geld, sondern Lebensmittel, und erhielten sie auch in reichem Maße. So war ihre Speisekammer stets reich gefüllt, und unter den Schwierigkeiten der Ernährung hat in Elbing wohl kaum jemand so wenig gelitten wie sie.

Alles dies war auch schon früher jedermann bekannt, eine einwandfreie Feststellung des Tatbestandes war aber nicht möglich. Wollte jemand von der Fabrikleitung das sogenannte Pfuschen, womit man die eigennützige Herstellung von Waren zum Schaden der Firma bezeichnet, feststellen, so verhinderten es die jüngeren Arbeiter, indem sie eine drohende Haltung einnahmen. Und die Staatsgewalt versagte natürlich ganz. Jetzt ist in einer großen Reihe von Fällen unwiderleglich festgestellt, wie weit die Arbeiter und leider auch einzelne Meister die Firma geschädigt haben.

Die öffentliche Meinung in der Stadt stellte sich von Anfang an auf die Seite der Firma. Bis tief in die Arbeiterkreise herrschte die Ueberzeugung vor, daß jene im Recht sei. Schreiber dieser Zeilen hörte einmal auf der Straße zwei Arbeiterfrauen sich über die Aussperrung unterhalten und dabei die eine sagen: „Wir haben ihnen oft genug gesagt, sie sollten wieder vernünftig arbeiten und die Klauerei lassen, sie wollten aber nicht hören." Die Frauen wußten also von dem Treiben der Arbeiter in der Fabrik und erkannten die Aussperrung als einen Akt der Notwehr an. Die Stimmung unter den Arbeitern war daher von Anfang an gedrückt. Zwar fuhren die Führer der Unabhängigen, denen sich auf ihre Bitte der Oberbürgermeister angeschlossen hatte, gleich nach Beginn der Aussperrung nach Berlin, um die Vermittlung der obersten Staats- und Reichsbehörden nachzusuchen und eine Sozialisierung des Betriebes zu erreichen. Einen Erfolg hat diese Reise nicht gehabt. Der Staat, der selbst über die Eisenbahnwerkstätten die Aussperrung verhängt hatte, konnte einer Privatfirma das gleiche Verfahren nicht verwehren. Die Führer der Unabhängigen kamen recht kleinlaut aus Berlin zurück und haben sich, was man zu ihrer Ehre anerkennen muß, jeglicher Hetzerei enthalten.

Unter dem Eindruck, daß der Sieg des Arbeitgebers nicht zu verhindern sei, verließen darauf einige hundert jugendliche Arbeiter, die eigentlichen Rädelsführer, die wohl wußten, daß sie bei einer Wiedereröffnung der Betriebe nicht eingestellt würden, Elbing und begaben sich nach dem Westen. Die Firma erließ darauf eine Bekanntmachung, wonach sie allmählich ihren Betrieb wieder eröffnen wolle und diejenigen Arbeiter zur Meldung aufforderte, die sich ihren Bedingungen unterwerfen würden. Freitag, den 13. Februar, erschien diese Bekanntmachung in den Elbinger Zeitungen, und am darauffolgenden Tage wimmelte es auf den Straßen der Stadt wie in einem Ameisenhaufen. Zu Hunderten und Tausenden zogen die Arbeiter in die Fabrik, um sich zur Wiederaufnahme der Arbeit zu melden. Sie mußten dabei ein Formular unterzeichnen, das ihr Einverständnis mit den Bedingungen der Firma ausspricht. Diese Bedingungen beziehen sich im wesentlichen auf die Bereitwilligkeit zur Uebernahme von Akkordarbeit und die Anerkennung der Autorität der Werkmeister in der Fabrik. Etwas Unbilliges ist also in ihnen nicht enthalten. Nur die wenigsten Arbeiter haben sich aber die Mühe genommen, diese Bedingungen überhaupt nur durchzulesen, die meisten haben sie unbesehen unterschrieben. Seit Ausbruch der Revolution sind die Ingenieure der Fabrik noch an keinem Tage so höflich von der Arbeiterschaft gegrüßt worden, wie an diesem Sonnabend.

Die Stadt Elbing, die ihr Aufblühen der durch die Firma Schichau hier heimisch gemachten Industrie verdankt, ist mit den Schichauwerken auf Gedeih und Verderb verbunden. Sie ist dabei bisher nicht schlecht gefahren, denn die Inhaber der Firma haben stets großzügig für das Wohl ihrer Arbeiter gesorgt, wenn sie auch in vornehmer Weise ihre Taten nicht an die große Glocke hängten, sondern die rechte Hand nicht wissen ließen, was die linke gab. Jeder fleißige Arbeiter konnte bei den früher gezahlten Akkordlöhnen, die die Sozialdemokratie als Mordlöhne zu bezeichnen liebt, im Laufe der Jahre zu verhältnismäßigem Wohlstand gelangen, und die Zahl der Arbeiter, die mit Hilfe der Firma Hausbesitzer wurden, beträgt viele hundert. Daher hatte sich auch unter den Schichauer Arbeitern aller sozialdemokratischen Theorie zum Trotz ein Gefühl der Gemeinschaft zwischen ihnen und der Firma und ein Standesbewußtsein entwickelt. Jeder Arbeiter und Angestellte der Firma war stolz darauf, ein Schichauer zu sein, freute sich über die Erfolge des Werks, und sah sie mit als sein persönliches Verdienst an. In dem Bewußtsein, daß auch die Firma wählerisch war und nicht den ersten besten anstellte, sah er mit einem gewissen Gefühl der Ueberlegenheit auf die anderen gewerblichen Arbeiter Elbings herab, die dies Gefühl mit Neid ausgiebig vergalten. Die Revolution war auf dem besten Wege, dieses Gemeinschaftsgefühl zu zerstören. Nachdem die schlechten Elemente aus dem Werk entfernt sind, darf man hoffen, daß es wieder aufleben wird. Von den 6000 Arbeitern, die die Firma bei Beginn der Aussperrung nur noch beschäftigte, sind jetzt 5000 wieder eingestellt. Und diese 5000 arbeiten willig und fleißig, wie in Friedenszeiten. Ihre Stimmung ist nicht die des Besiegten, der die Hand in der Tasche ballt und den Tag der Wiedervergeltung herbeisehnt, sondern sie sind im Grunde ihres Herzens froh, daß die Firma das getan hat, was sie aus eigener Kraft nicht vermochten: den Einfluß weniger Unruhestifter auszumerzen und geordnete Verhältnisse in der Fabrik wiederherzustellen.